

Was bleibt aber ...? Für mich sind es solche Verse wie: „Immer ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht“ oder: „Alles prüfe der Mensch ... / Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern' / Und verstehe die Freiheit, / Aufzubrechen, wohin er will.“ Das bleibt, das gilt, das sollte gelten.

Karl Heinz Ott



Hölderlin ist ein Poet, wie es heute keinen mehr gibt. Für ihn war Poesie etwas geradezu Heiliges und mit entsprechender Ehrfurcht vor dem dichterischen Wort ist er zu Werke gegangen. Sind unsere Sinne dafür noch offen? Gut für uns, wenn es so wäre. Und darum ist Hölderlin beides: ein kostbares Vermächtnis und eine Herausforderung.

Rüdiger Safranski

Verwendete Werke von Friedrich Hölderlin (orientiert an der Reihenfolge im Stück)

Dichtermut [Zweite Fassung]
Brod und Wein
Mnemosyne [Dritte Fassung]
Stuttgart An Siegfried Schmid
Der Gang aufs Land An Landauer
Wie wenn am Feiertage ...
Heimkunft An die Verwandten
Menons Klage um Diotima
Antigone
An Zimmern
Die Eichbäume
Lebenslauf
Der Adler
Das Systemprogramm des deutschen Idealismus (Hegel-Hölderlin-Schelling)
Kolomb
Der Archipelagus
Der Tod fürs Vaterland
Die Wanderung
Die Vortrefflichen
Der Frieden
Hyperion
An die Unerkannte
Patmos Dem Landgrafen von Homburg
Zornige Sehnsucht
An die Deutschen
Der Jüngling an die klugen Ratgeber
Der Rhein An Isaak von Sinclair
Elegie
Friedensfeier



Dichtermut [Zweite Fassung]

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen,
Nährt die Parze denn nicht selber im Dienste dich?
Drum, so wandle nur wehrlos
Fort durchs Leben, und fürchte nichts!

Was geschiehet, es sei alles gesegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz! was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, seitdem der Gesang sterblichen Lippen sich
Friedenatmend entwand, frommend in Leid und Glück
Unsre Weise der Menschen
Herz erfreute, so waren auch

Wir, die Sänger des Volks, gerne bei Lebenden,
Wo sich vieles gesellt, freudig und jedem hold,
Jedem offen; so ist ja
Unser Ahne, der Sonnengott,

Der den fröhlichen Tag Armen und Reichen gönnt,
Der in flüchtiger Zeit uns, die Vergänglichen,
Aufgerichtet an goldenen
Gängelbanden, wie Kinder, hält.

Ihn erwartet, auch ihn nimmt, wo die Stunde kommt,
Seine purpurne Flut; sieh! und das edle Licht
Gehet, kündig des Wandels,
Gleichgesinnt hinab den Pfad.

So vergehe denn auch, wenn es die Zeit einst ist
Und dem Geiste sein Recht nirgend gebricht, so sterb
Einst im Ernst des Lebens
Unsre Freude, doch schönen Tod!



**Darum wandle
wehrlos fort
durchs Leben,
und fürchte nichts!**

**Darum wandle wehrlos fort durchs Leben,
und fürchte nichts!**

Eine Annäherung an Friedrich Hölderlin
Von Markus Bauer und Philipp Becker

Regie Philipp Becker
Musik Susanne Hinkelbein
Bühne Beni Künig und Jacqueline Weiss
Kostüme Katharina Müller
Dramaturgie Georg Kistner
Regieassistenz Leonie Gottschald
B Bernhard Hurm
F Franz Xaver Ott
G NN
L Linda Schlepps
M Martin Olbertz
Monochord Susanne Hinkelbein
Akkordeon Sergej Riazanov / Viktor Oswald

Technische Leitung Philipp Knöpfler
Technik Yannik Henninger, Jakob Gold, Gernot Hloch, Martina Koornstra, Mike Michelus, Thomas Wißmann, Peter Wutz

Schneiderei Maria Abt, Franziska Acker, Elisabeth Locher
Szenenfotos Richard Becker
Dauer ca. 100 Minuten ohne Pause
Premiere 15. Februar 2020, Melchingen

Eine Produktion im Rahmen des Hölderlin-Jubiläumsjahrs auch
für die Hölderlin-Städte Lauffen am Neckar, Nürtingen, Marbach, u.A.

Impressum:
Herausgeber: Theater Lindenholz, Unter den Linden 18, 72393 Burladingen-Melchingen
Tel.: 07126-92930, www.theater-lindenholz.de
Spielzeit 2019/2020
Redaktion: Simone Haug, Georg Kistner
Layout: absurd orange

**Hölderlin.
2020**



Mnemosyne [Dritte Fassung]

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
Die Frucht und auf der Erde geprüft
und ein Gesetz ist,
Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
Prophetisch, träumend auf
Den Hügeln des Himmels. Und vieles
Wie auf den Schultern eine

Last von Scheitern ist
Zu behalten. Aber bös sind
Die Pfade. Nämlich unrecht,
Wie Rosse, gehn die gefangenen
Element und alten
Gesetze der Erd. Und immer
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht.
Vieles aber ist

Zu behalten. Und not die Treue.
Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
Auf schwankem Kahne der See.

Wie aber Liebes? Sonnenschein
Am Boden sehen wir und trockenen Staub
Und heimatlich die Schatten der Wälder
und es blühet
An Dächern der Rauch, bei alter Krone
Der Türme, fredsam; gut sind nämlich
Hat gegenredend die Seele
Ein himmlisches verwundet, die Tageszeichen.
Denn Schnee, wie Maienblumen[
Das Edelmütige, wo
Es seie, bedeutend, glänzet auf
Der grünen Wiese

Der Alpen, häftig, da, vom Kreuze redend, das
Gesetz ist unterwegs einmal
Gestorbenen, auf hoher Straß
Ein Wandersmann geht zornig,
Fern ahnend mit
Dem andern, aber was ist dies?

Am Feigenbaum ist mein
Achilles mir gestorben,
Und Ajax liegt
An den Grotten der See,
An Bächen, benachbart dem Skamandros.
An Schläfen Sausen einst, nach
Der unbewegten Salamis steter
Gewohnheit, in der Fremd, ist groß
Ajax gestorben,
Patroklos aber in des Königes Harnisch.
Und es starben

Noch andere viel. Am Kitharon aber lag
Elevtherä, der Mnemosyne Stadt. Der auch, als
Ablegte den Mantel Gott, das Abendliche
nachher löste
Die Locken. Himmlische nämlich sind
Unwillig, wenn einer nicht die Seele
schonend sich
Zusammengekommen, aber er muß doch; dem
Gleich fehlet die Trauer.

Interview mit Regisseur Philipp Becker

Von Antje Schmitz, für das Evangelische Gemeindeblatt im Februar 2020



Herr Becker, wie nähern Sie sich Hölderlin?

Hier und jetzt. Wir stellen uns nicht auf eine Bühne, sondern setzen uns um einen großen Tisch. Wir fragen Hölderlin gemeinsam mit den Zuschauern. „Was bleibt aber, stiftet die Dichter“, schreibt er in seiner Hymne „Andenken“. Der Stifter intendiert nicht, was mit dem Gestifteten geschehen soll. Als wir vor drei Monaten begannen, uns konkreter mit dem Stück zu beschäftigen, lief im Fernsehen die Brexit-Debatte als Live-Stream aus dem britischen Unterhaus. Da wurde klar, wie wichtig es ist, um den der Wert der Demokratie auch zu streiten. Das geht mit Hölderlin! Heute sorge ich mich um die Kriege im gar nicht so fernen Osten – auch zum Weltenbrand gibt es so viel bei Hölderlin...

Das Lindenhof-Theater hat viel Erfahrung mit Hölderlin. Haben Sie daran angeknüpft?

Nein, es war an der Zeit, dem Dichter vorbehaltlos und neu zu begegnen. Inge und Walter Jens haben dem Theater Hölderlins Worte „Komm! ins Offene, Freund“ zugeschrieben. Die Gefahr ist, dass dies zu einem Bonmot wird. Hölderlin darf nicht auf eine Lesart festgeschrieben werden. Der Tod wäre, wenn wir sagen: Wir wussten doch 1994, wie man Hölderlin spielt, das machen wir wieder so. Unsere Welt verändert sich stetig. Ich glaube nicht daran, dass sich irgendeine Erkenntnis hält. Sonst wäre ich am Theater auch wirklich falsch.

Sie interpretieren Hölderlin optimistisch. Wo finden Sie diesen Optimismus?

Beispielsweise in dem Gedicht „Dichtermut“, dem wir unseren Titel entlehnt haben. Hölderlin schreibt: „Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen, Nährt die Parze denn nicht selber im Dienste dich? Drum, so wandle nur wehrlos Fort durchs Leben, und fürchte nichts!“ Oder nehmen Sie das „Lied der Liebe“: „Steigt hinauf am Rebhügel, Blickt hinab ins Schattental! Überall der Liebe Flügel, Hold und herrlich überall!“

So wie grüne Halme aus dem schneebedeckten Feld keimen als Zeichen einer schönen Zeit, so ist das Gute in der Welt – auch wenn Hölderlin selbst von diesem Glauben abgefallen ist oder vom Leben so enttäuscht wurde, so dass er in den Wahnsinn geriet.

Beschäftigen Sie sich schon lange mit Hölderlin?

Als 14-Jähriger kam ich im Rahmen eines Hölderlin-Projekts des Lindenhol-Theaters auf der Tübinger Neckarinsel in Kontakt mit Hölderlin. Später habe ich in Nürtingen bei einem Hölderlin-Projekt mitgespielt. Während meines Regiestudiums an der Otto-Falckenberg-Schule habe ich ein „Hyperion“-Projekt gemacht, später nochmals neu in Bern am Stadttheater. In meiner „Mutter Courage“-Inszenierung am Hamburger Thalia Theater hat ein Chor Hölderlin gesungen... Man kann also sagen: Ja – sehr lange!

Hölderlin ist schwer verständlich, oder?

Hölderlin flößt Respekt ein, ist aber gar nicht so schwierig. Und wer meint, ihn nicht verstehen zu können, findet vielleicht einen musikalischen Zugang. Der Schriftsteller Narvid Kermani schreibt in seinem Roman „Dein Name“, für ihn sei Hölderlin ein Sufi-Dichter, der die Welt im Höchsten und im Tiefsten vollkommen durchdringt.

Mir geht das so mit ihm: Hölderlin ist unbegreiflich, aber mitteilsam. Man muss ihn zum Klingeln bringen.

Wie machen Sie das?

Ganz im Sinne Becketts: Probieren und Scheitern – neu probieren und besser scheitern. Ich glaube nicht daran, dass wir (oder irgend jemand sonst) Hölderlin richtig machen kann. Das ist aber nicht schlimm, im Gegenteil: Theater ist Momentkunst, die Gleichzeitigkeit von Produktion und Rezeption. Die Sprache braucht einen Körper, um zum Klingeln zu kommen. Ein guter Dramatiker weiß, dass das, was wir tun, exakt so lang tut, wie wir es tun. Und jemand bezeugt, dass wir es tun – und dann ist es vorbei.

Navid Kermani: Dein Name

... Nicht mehr nur öd, kaum erträglich ist die Beselheit, die er in die Gedichte legt. „Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden, / Und vollendend, wie sonst, erscheinest du wieder den Kindern / Überall, o Natur! Und, wie vom Quellengebirg, rinnt / Seegen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.“ O Freuden Athens, o Thaten in Sparta, kostlich ist die Frühlingszeit im Griechenlande. Nur ein Gedicht danach, noch im selben September 1800 mit dem Entwurf der „Elegie“, hebt Hölderlins Poesie plötzlich ins zwanzigste Jahrhundert ab: „Tage kommen und gehen, ein Jahr verdrängt das andere, / Wechselnd und streitend; so tost fruchbar vorüber die Zeit / Über sterblichem Haupt, doch nicht vor seeligen Augen, / Und den Liebenden ist anderes Leben gewährt“, und kehrt Hölderlin zugleich ins siebte persische Jahrhundert nach der Hidschra zurück: „Ach! wo bist du, Liebende, nun? Sie haben mein Auge / Mir genommen, mein Herz hab' ich verloren mit ihr. / Darum irr' ich umher, und wohl, wie die Schatten, so mußt ich / Leben und sinnlos dünkt lange das Übrige mir. / Danken möchte' ich, aber wofür? verzehret das Letzte / Selbst die / Erinnerung nicht? Nimmt von der Lippe nicht / Bessere Rede mir der Schmerz, und lähmet ein Fluch nicht / Mir die Sehnen und wirft, wo ich beginne, mich weg?“ Mag der Rausch des Lesers, der wegen seines vielfach schon beklagten Rückenleidens auf Opiate angewiesen ist, nicht nur lyrische Gründe haben, glaube ich für mich sagen zu können, daß mir die deutsche Sprache nirgends so schön, so beseelt erschien wie in der Elegie, die einen Entwurf später „Menons Klage um Diotima“ heißt, weil es das Wort eines Hinterbliebenen ist, die Vergegenwärtigung einer Dahingeschiedenen, das Bewahren eines notwendig Flüchtigen. Das ach! Klingt hier zum ersten und vielleicht einzigen Mal in der deutschen Sprache wie das ay! bei den spanischen Dichtern oder das ey! Von Hafis und Rumi: „So zerrann mein Leben, ach! so ists anders geworden, / Seit, o Lieb, wir einst giengen am ruhigen Strom.“ Längst ist die Wirkung des Rauschmittels vergangen, da lese ich ein ums andere Mal laut das Gedicht in seinen sehr unterschiedlichen Varianten, das mit ruhig berückendem Rhythmus, fremder traurigster Melodie einen ganz anderen, nicht mehr den hohen Hölderlinschen Ton hat, der mich enervierte, so unmittelbar, so direkt, als säße jemand vor mir und sänge leise, was ihn bedrängt, was er fürchtet, wo er beharrt, hat endlich genug von Thaten in Sparta, will nicht mehr nach Athen wandern, spricht es aus in den einfachsten Worten, die ihn jedoch, weil er ein Dichter ist, für immer ein Dichter, zum rätselhaften, verzaubernden Gesang geraten, der viel mehr ausdrückt als diese oder jene, seine oder meine Sehnsucht, nämlich alle Sehnsucht des Menschen mit der Schwerkraft von Sachzwängen, Vernunftverwägungen, Mutlosigkeit, aber Augen in Richtung des Himmels....

aus: Navid Kermani, Dein Name, Reinbek b. Hamburg 2015 (S. 296f)

